

735
ETIENNE FRANÇOIS

Der Dreißigjährige Krieg und der Westfälische Frieden als Orte der Erinnerung*

Der Dreißigjährige Krieg und der ihn abschließende Westfälische Frieden sind nicht nur wichtige Momente einer weit entfernten Vergangenheit und einer verlorenen Zeit, die nur noch wenige Spezialisten angehen würden. Sie sind auch weiterhin ein fester Bestandteil unserer Gegenwart – und zwar mit einer Gegenwärtigkeit, die weit über das hinausgeht, woran wir spontan denken würden und die uns viel mehr prägt, als wir es vielleicht vermuten. Nirgendwo vielleicht weiß und spürt man es besser als hier, in dieser Stadt und in dieser Kirche, beruhen doch das Simultaneum und die es bestätigende Parität bis heute weitgehend auf den Bestimmungen des Artikels V, Absatz 3 des Vertragswerks von Osnabrück: »Die Städte Augsburg, Dinkelsbühl, Biberach und Ravensburg sollen ihre Güter, Rechte und Religionsübung nach dem Stand des besagten Jahres und Tages (d.h. dem 1. Januar 1624) behalten; aber hinsichtlich der Ratsstellen und anderer öffentlicher Ämter soll unter den Anhängern beider Religionen Gleichheit und gleiche Anzahl sein«. Deswegen möchte ich Ihnen vorab ganz herzlich für die Ehre und Freude danken, die Sie mir mit Ihrer Einladung bereitet haben, hier und heute, in dieser einzigartigen Kirche, aus Anlaß der 450jährigen Einführung des Simultaneums, der 350jährigen Wiederkehr des Westfälischen Friedens, der Jahresversammlung des Geschichtsvereins der Diözese Rottenburg-Stuttgart und nicht zuletzt am Tag der deutschen Einheit, vor Ihnen sprechen zu dürfen.

**

Erlauben Sie daher, daß ich diesen Vortrag mit einigen Beispielen dieser vielfältigen und überraschenden Gegenwart von Krieg und Frieden beginne und daß ich Sie einlade, sich mit mir auf die Suche nach einigen ihrer zahlreichen direkten und indirekten Spuren zu begeben. Und da wir es – auch wenn der Krieg lange und gerne als »deutscher Krieg« bezeichnet wurde – doch mit einem zutiefst europäischen Ereignis zu tun haben, lassen Sie mich mit Beispielen aus meiner Heimat, d.h. aus Lothringen beginnen. Nicht nur weil sie mir besser vertraut sind, sondern auch, weil ich daran sehen kann, wie tief sie mich geprägt haben. Unter den Ausflügen, die meine Eltern gerne organisierten, gehörte das ca. 15 Kilometer von Nancy entfernte Städtchen Saint-Nicolas de Port, mit der wunderschönen, gewaltigen und alles überragenden spätgotischen Wallfahrtsbasilika unseres lothringischen »Nationalheiligen«, des Hl. Nikolaus; und jedesmal erzählte uns mein Vater, wie die Schweden während des Dreißigjährigen Krieges, im November

* Vortrag gehalten am 3.10.1998 in der Stadtpfarrkirche St. Martin zu Biberach an der Riß anläßlich der Jahresversammlung des Geschichtsvereins der Diözese Rottenburg-Stuttgart.

1635, die Basilika verwüstet und in Brand gesteckt hatten, und zeigte uns die schwarzen Spuren des Brandes an den Steinen der Kirchtürme. Das war die Zeit, in der, um Beauvau in seinen Memoiren zu zitieren, Lothringen »von allen Tieren der Apokalypse überschwemmt (wurde), dem Abschaum der Nationen: Polen, Ungarn, Böhmen, Deutschen, Lothringern, Franzosen, Spaniern«. Man erzählte sogar, die Schweden hätten vorher den Dachstuhl sorgfältig mit Fett eingeschmiert, damit es besser brenne. Das war meine erste Begegnung mit dem Dreißigjährigen Krieg, und Schweden war für mich als Kind über Jahre hinweg das Land der bösen Soldaten, die die Kirche des Heiligen in Brand gesteckt hatten, der uns jedes Jahr am 6. Dezember die Geschenke im Kamin brachte. Etwas später, als wir im Gymnasium waren, kamen die obligatorischen Besuche im »Musée Lorrain«, d.h. im lothringischen Kunst- und Geschichtsmuseum; und da wurden wir wieder unmittelbar mit dem Krieg und seiner Zeit konfrontiert, insbesondere mit dem graphischen Werk von Jacques Callot in dem speziell zu diesem Zweck erbauten Kabinett, mit der Reihe der »Gueux« und vor allem mit den »Misères de la guerre« (1632), diesen, um den Kunstkritiker Günter Metken zu zitieren, »an grausamer Genauigkeit kaum zu überbietenden Dokumenten über die Leiden seiner Heimat während des Krieges. So wie der Krieg kein Pardon kennt, gibt auch Callot keins. Niemand hat ja die Indifferenz der Kriegführenden angesichts der Toten so kühl notiert«. Die Tatsache, schließlich, daß ich heute als Franzose – sogar als französischer Beamter – vor Ihnen sprechen darf, steht auch (eher indirekt) im Zusammenhang mit dem Dreißigjährigen Krieg und dem Westfälischen Frieden, stellte doch diese Zeit mit der völkerrechtlichen Anerkennung der Zugehörigkeit von Metz, Toul und Verdun zum Königreich, mit dem Beginn der französischen Präsenz im Elsaß und mit den wiederholten Besetzungen des Herzogtums Lothringen eine entscheidende Phase im Prozeß der Angliederung von Lothringen an Frankreich dar.

Das zweite Beispiel, das ich heranziehen möchte – ein Beispiel, das sich im übrigen um so eher anbietet, als der Krieg dort begann und auch dort endete, – ist die Stadt Prag. Überall sind dort – bis heute – die Spuren von Krieg und Frieden zu finden, mit einer Intensität und einer Vielfalt, einer Fülle und einer Pracht, die man wahrscheinlich nirgendwo in einem solchen Ausmaß finden kann – so daß ich gerne von Prag als Ikone von Krieg und Frieden sprechen möchte. Lassen Sie mich nur stichwortartig einige dieser lebendigen Spuren auflisten. Sie sind zuerst im Stadtteil des Schlosses und der »kleinen Seite« (Hradschin und Mala Strana) zu finden, bei der böhmischen Kanzlei im Ludwigsflügel des Königsschlosses, wo der Fenstersturz vom 23. Mai 1618 stattfand, in der ganz nahe daran gelegenen Wallfahrtsstätte Maria Loreto (von der Fürstin Lobkowitz gestiftet), die an die wundersame Errettung von Slawata und Martinitz erinnert, bei dem Palais Waldstein, »Oase der Ruhe und der Schönheit mitten in der Kleinen Seite«, die während des Krieges erbaut wurde und bis heute intakt geblieben ist (mit der Ausnahme der Bronzestatuen des Adrian de Vries, das Herzstück des Gartens, die heute nur noch als Repliken zu bewundern sind – die Originale befinden sich nämlich im Schloß Drottningholm, Schweden), oder noch bei der Karmeliterkirche Santa Maria de Victoria, die an der Stelle der Kirche der deutschen Lutheraner erbaut wurde, die als erste Kirche der Stadt mit einer barocken Fassade versehen wurde, und die seit dieser Zeit das Gnadenbild des Prager Jesuleins enthält; diese Spuren sind dann bei der Karlsbrücke zu suchen, insbesondere am Altstädter Brückenturm, wo die letzten Gefechte des Krieges gegen die Schweden im August 1648 stattfanden; sie sind dann weiter am Altstädter Ring zu finden, wo eine bronzene Tafel unterhalb der Kapelle des Rathauses an die 27 Männer erinnert, die am 21. Juni 1621, am Tag des sogenannten Prager Blutgericht mit dem Leben ihre Teilnahme an der ständischen Revolte gegen die Habsburger bezahlten; sie sind dann ganz in der Nähe, bei der Teynkirche – der Kirche der Bürger, der ehema-

ligen Hauptkirche der Utraquisten, wo die Krönung des Winterkönigs Friedrich V. stattfand, – zu suchen, insbesondere beim Giebel zwischen beiden Haupttürmen, den eine goldene Madonna schmückt, die an Stelle des Kelchs der Utraquisten aufgestellt wurde. Sie sind schließlich, am Ende der Straßenbahnlinie 22, die in dem Roman von Jorgen Semprun eine zentrale Rolle spielt, in Bila Hora selber zu finden, mit der Wallfahrtskirche »Maria vom Siege«. Und überhaupt: die Pracht von Prag und ihre einmalige Schönheit als katholisch-barocke, aristokratisch-habsburgische Stadt sind die unmittelbare Konsequenz des Dreißigjährigen Krieges, aber auch der völkerrechtlichen Anerkennung der neuen Landesverfassung von 1627 durch den Friedensvertrag, d.h. der Zugehörigkeit der böhmischen Krone zu den habsburgischen Erblanden.

Neben diesen materiellen und unmittelbar faßbaren Spuren von Krieg und Frieden, an die man spontan denkt, lassen Sie mich nun kurz andere nicht-materielle Spuren erwähnen, an die man weniger denkt, die aber einen festen Bestandteil dessen sind, was der Historiker Jan Assmann das »kulturelle Gedächtnis« nennt. Die Beispiele, die ich anführen möchte, gehören zu dem für die deutsche Kultur so wesentlichen Bereich der Musik. Musikwissenschaftler haben in dieser Hinsicht gezeigt, daß einige der schönsten und uns immer noch tief bewegenden Werke von Heinrich Schütz in direktem Zusammenhang mit dem Dreißigjährigen Krieg stehen. Die Nöte des Krieges und die dadurch bedingten drastischen Sparmaßnahmen des Dresdner Hofes haben in der Tat eine entscheidende Rolle bei der Abkehr von der vorher üblichen großen und aufwendigen Kirchenmusik gespielt, indem sie zum revolutionären Durchbruch einer schlichten Kompositionsweise verhalfen, die sich an dem italienischen Beispiel des »stile nuovo«, d.h. des Generalbasses, der Monodie, der Arie und der konzertierenden Musik orientierte und den Vorrang der Innerlichkeit und dem affektvollen Dienst der biblischen Worte gab, wie man es heute noch in den »Musikalischen Exequien« (1636), in den »Kleinen geistlichen Konzerten« (1636–1639) und in der »Geistlichen Chormusik« (1648) bewundern kann. Nicht umsonst, bemerkt Patrice Veit zu Recht, wird die erste Sammlung der kleinen geistlichen Konzerte von 1636, vor dem Hintergrund der kriegerischen Zuspitzungen in Sachsen komponiert, mit dem Psalm 70 eingeleitet: »Eile mich, Gott, zu erretten, Herr, mir zu helfen! Es müssen sich schämen und zu Schanden werden, die nach meiner Seelen stehen [...]«

Diese tiefe Prägung durch Krieg und Frieden gilt allerdings nicht nur für einige auserlesene Meisterwerke; sie gilt – mit einer vermutlich weit mehr verbreiteten Wirkung – für die evangelischen Kirchenlieder, die Generationen von deutschsprachigen Protestanten bis in unsere Tage hinein begleitet und geformt haben. »Die Zeit des Dreißigjährigen Krieges«, um Patrice Veit weiterhin zu zitieren, »gehört sicherlich zu einer der Blütezeiten evangelischer Kirchenlieddichtung und -musik«. Fast die Hälfte der im 17. Jahrhundert geschriebenen evangelischen Kirchenlieder entstand zwischen 1618 und 1648. Unter diesen Liedern, die unter anderen von Johann Crüger, Martin Rinckart, Johann Rist und Paul Gerhardt geschrieben wurden, haben die Sterbelieder und zunehmend auch die Bußlieder sowie die Kreuz- und Trostlieder eine besondere Bedeutung. Ein so verbreitetes, bekanntes und immer noch gern gesungenes Lied wie das »Nun danket alle Gott« von Martin Rinckart datiert genau von dieser Zeit, so daß die Soldaten des Alten Fritz auf dem Schlachtfeld von Leuthen sowie die zahlreichen Deutschen, die nach dem Fall der Mauer am 9. November 1989 dieses Lied anstimmten, sich in einer lebendigen Tradition befanden, die unmittelbar an den Dreißigjährigen Krieg und an den Westfälischen Frieden anknüpfte – auf dieselbe Weise im übrigen wie die kleinen Kinder, die das Lied singen: »Maikäfer flieg, dein Vater ist im Krieg, dein Mutter ist im Pommerland, Pommerland ist abgebrannt, Maikäfer flieg«.

Die Gegenwärtigkeit von Krieg und Frieden läßt sich nicht zuletzt an der Fülle der Tagungen und Gedenkveranstaltungen ablesen, die ihrem Gedächtnis gewidmet sind – in- und außerhalb Deutschlands. Unsere heutige Veranstaltung fügt sich nämlich in eine lange Reihe von langfristig und generalstabsmäßig vorbereiteten Initiativen, die – wenn ich richtig informiert bin – mit dem Kongreß »350 Jahre Westfälischer Friede« in Münster vor zwei Jahren begonnen haben, die sich unter anderen, in Göttingen mit der 1997 vom Max-Planck-Institut für Geschichte organisierten Tagung »Zwischen Alltag und Katastrophe: Der 30jährige Krieg aus der Nähe« und mit der deutsch-französischen Tagung »L'Europe des traités de Westphalie: Esprit de la diplomatie et diplomatie de l'esprit« vom 24.–26. September 1998 in Paris fortsetzten und ihren Höhepunkt im großen Kongreß »Der Frieden: Rekonstruktion einer europäischen Vision« vom 25. bis zum 31. Oktober in Osnabrück und in der gleichzeitigen Eröffnung der Europaratsausstellung »1648 Krieg und Frieden in Europa« in Münster und Osnabrück finden werden. Und wenn man zugeben muß, daß diese Veranstaltungen nicht die Resonanz von anderen auch in diesem Jahr begangenen Gedenkveranstaltungen (1848, 1968) hatten, so ist doch der Westfälische Frieden eins der seltenen historischen Ereignisse des Jahres in Deutschland, dem es gelang, mit einer Briefmarke geehrt zu werden.

**

Wie läßt sich diese in vielen Hinsichten überraschende und hier in Biberach, insbesondere in dieser Kirche so unmittelbar faßbare Langlebigkeit der Erinnerung an Krieg und Frieden erklären – eine Tatsache, die im übrigen um so erstaunlicher ist, als die letzten Jahrzehnte in allen europäischen Ländern durch eine rasante Beschleunigung des Zeittempos und eine rapide Schrumpfung des Zeithorizonts gekennzeichnet waren? Wie läßt sich erklären, daß der Dreißigjährige Krieg und der Westfälische Frieden – auch wenn meistens damit nichts Konkretes verbunden werden kann – Assoziationen und Gefühle wie kein anderes Ereignis der Jahrzehnte davor oder danach hervorrufen und mit der Aura des Historischen und des Denkwürdigen umgeben sind?

Eine erste Erklärung ist ohne Zweifel in der Tatsache zu suchen, daß der Krieg und der Frieden von den Zeitgenossen selber mit einer seltenen Intensität wahrgenommen wurden und daß man in ihnen sofort außergewöhnliche, denk- und gedenkwürdige Ereignisse sah. Drei Beispiele werden mir helfen, diese zunächst abstrakte Behauptung zu erläutern. Das erste Beispiel bezieht sich auf die Wahrnehmung des Beginns des Krieges. Wie man weiß, wurde der Beginn des Krieges vom Erscheinen eines Kometen am Himmel im Winter 1618 begleitet. Nun liegt das Überraschende eben darin, daß dieser Komet – im Unterschied zu anderen Kometen – sofort von den Zeitgenossen als Zeichen dafür gedeutet wurde, daß etwas Außergewöhnliches geschehen würde. Was genau, wußte man nicht, und die Gelehrten waren unterschiedlicher Meinung. Aber alle waren sich darüber einig, daß der Komet auf schlimme Zeiten hindeutete. Nicht weniger als 120 Flugschriften, Flugblätter und andere gedruckte Schriftstücke wurden ihm gewidmet, und der Schuster Hans Heberle aus dem Dorf Neenstetten in der Nähe von Ulm, dessen »Zeytregister« eine einzigartige Quelle »von unten« über die Jahre 1618 bis 1672 darstellt, läßt sein Tagebuch ausgerechnet mit dem Erscheinen des Komets beginnen: *Was aber mir ursach und anlaß gegeben, so schreibt er, dies büchlein zu schreiben, ist diess wie volget: Anno 1618 ist ein grosser comet erschienen in gestalt einer grossen und schrecklichen ruten, welcher uns von und durch Gott hefftig tröwet, von wegen unsers sintlichen lebens [...] Des selbigen ansehen ist schrecklich und wunderlich, der be-*

wegt mich in meinem gemuet, das ich anfangs zu schreiben, weil mich bedünckt, er werde etwas gross bedeuten und mit sich bringen.

Das zweite Beispiel in derselben Hinsicht betrifft die Art, wie die Zerstörung von Magdeburg durch das Heer von Tilly und Pappenheim am 20. Mai 1631 wahrgenommen wurde. Sicher handelte es sich dabei um eine der schlimmsten Tragödien des Krieges. Aber das Entscheidende war weniger das konkrete Ausmaß der Zerstörungen, als vielmehr die von allen Zeitgenossen geteilte Überzeugung, man habe es mit einem Ereignis zu tun, dessen eigentliche Bedeutung bei weitem das tatsächliche Geschehen überträfe. Ob man darin das Paradebeispiel der katholischen Greuel oder im Gegenteil eine gerechte Strafe Gottes sah, alle waren sich darin einig, daß diese Zerstörung einer als »Auge des Reiches« bezeichneten Stadt das »exemplum exemplorum« darstelle. Daher das außergewöhnliche Echo der Zerstörung von Magdeburg in den Medien – nicht weniger als 260 Schriften verbreiteten und erläuterten sie durch ganz Deutschland, so daß der Göttinger Historiker Hans Medick sie mit recht als das »Medienereignis« des Krieges überhaupt bezeichnen konnte; daher auch die gewaltige Übertreibung des Ausmaßes der Zerstörungen (einige Flugblätter sprachen von bis zu 70.000 Toten); daher schließlich die Parallelisierung mit den schlimmsten Katastrophen der Antike und der biblischen Geschichte und die Wahrnehmung und Darstellung der Zerstörung von Magdeburg durch das Prisma der Zerstörung von Troja und Rom, von Jericho und Jerusalem. Eine Flugschrift sprach von einem *unerhörten und barbarischen Exempel, dergleichen in Teutschen Historien nicht bald zu finden sein wird* und die *Gründliche und wahrhaftige Relation, was massen die uralte, christliche und vornehmste Hansestadt Magdeburg in Nidersachsen an der Elbe gelegen, von graf Tilly kays. Armee General angefallen wurde* setzte ihre Beschreibung folgendermaßen fort: *Man hat nit allein alles auf den Grund ausgeplündert und geraubet, die Häuser und Kirchen in den Brand gesteckt, daß in Tag und Nacht fast die ganze Stadt eingeäschert, jung und alt, groß und klein, schwangere und in Geburt arbeitende Weiber, Jungfrauen und (welches zum erbärmlichsten) die kleinsten unschuldigen Kinder den Müttern aus den Armen und Schoß gerissen, und ohne einige Barmherzigkeit mit allein in den Gassen und Häuser niedergebauen, gesäbel, geschändet, ins Feuer geworffen, und in die Elbe gejaget, sondern sind auch ganz blutdürstig in die Kirchen gelauffen, da man eben geprediget, und dem wehmütigen Volk Trost zugeruffen, haben nach dem Pfarrer geschossen, das Volk in ihrer Andacht ermordert, so daß man sie nachher, sonderlich das Weibsvolk mit gefalteten Händen kniend und sitzend erstochen gefunden [...].*

Das letzte Beispiel betrifft schließlich die Intensität, mit welcher der endlich erfolgte Friedensschluß gefeiert wurde. Zwischen 1648 und 1660 hat die junge französische Historikerin Claire Gantet nicht weniger als 213 unterschiedliche ihn verherrlichende Friedensfeste registriert – darunter 189 im Reich. Den Höhepunkt der Feierlichkeiten stellten ohne Zweifel die Friedensfeste von Nürnberg im Jahre 1650 dar, nach der Unterzeichnung des die Abkehr der fremden Truppen und die Demobilisierung regelnden Rezesses: bei der von Piccolomini veranstalteten Feier sollen nicht weniger als 1600 Raketen und Feuerkörper gezündet worden sein. Aber auch in kleineren Städten wurde der Frieden mit einer Üppigkeit und einem Übermaß an Pomp gefeiert, die ein beredtes Zeugnis von der Bedeutung ablegen, die man dem so tief ersehnten Frieden beimaß. Da es mir leider nicht gelungen ist, eine genaue Beschreibung des Biberacher Friedensfestes im Jahre 1649 (d.h. im Jahre der Bestätigung des Simultaneums) zu finden, greife ich zu dem Beispiel von Weimar. Dort beteiligte sich am 29. August 1650 die ganze Stadt an der Feier – von der herzoglichen Familie über die 28 Zünfte bis hin zu den 700 Kindern der Schulen in weißen Hemden und mit Palmen – mit einer dichten Abfolge von Kanonenschüssen, Glockengeläute, Psalmgesängen, Gottesdiensten, Verteilung von Lebkü-

chen und Gedenkmünzen und Prozessionen unter für diese Gelegenheiten errichteten Ehrenpforten. *O Weimar*, so stand auf einer Zunftfahne geschrieben, *du hast nun bekommen doch das Best, daß du erhalten bist bis auf das Friedensfest; Gott wird mit seiner Hand noch ferne ob dir walten, So du sein Wort wirst fest und auch den Glauben halten.* Nach Abschluß der Feier wurden übrigens alle Wappen und Fahnen an den Wänden der Stadtkirche aufgehängt und sie blieben dort bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts.

**

Nach der Intensität der Wahrnehmung liegt der zweite Grund für die Langlebigkeit der Erinnerung an Krieg und Frieden in der Vielfalt ihrer Ausdrucksformen. Überall – oder fast überall – sind bis heute Spuren dieser Erinnerung zu finden. Aber sie drücken sich in und durch recht unterschiedliche Gedächtniskulturen aus, so daß man es immer mit mehreren, oft untereinander rivalisierenden Erinnerungen zu tun hat.

Als erstes Beispiel in diesem Zusammenhang möchte ich auf den strukturellen Unterschied, ja Gegensatz, zwischen der katholischen und der protestantischen Gedächtniskultur zu Krieg und Frieden hinweisen. Die katholische Gedächtniskultur – eine Kultur, die sich im übrigen schon weitgehend während des Kriegs formierte – steht ganz unter dem Zeichen der Zuflucht und Schutz, Rettung und Sieg bringenden Mutter Gottes; sie hebt vor allem Krieg und Sieg hervor und drückt sich vornehmlich in liturgischer und sakraler Form aus. Sie manifestierte sich gleich zu Beginn des Krieges, wie man es am Beispiel der wundersamen Errettung von Slawata und Martinitz nach dem Prager Fenstersturz und der aktiven und den Sieg bringenden Teilnahme Mariens an der Schlacht am Weißen Berge sehen kann. Sie drückt sich zuerst durch die Errichtung von Mariensäulen aus, die die Mutter Gottes als Schützerin und Siegerin verherrlichen. Die erste dieser Säulen wurde 1628 in München errichtet, nach dem Rückzug der Schweden und der Rückkehr des Herzogs. Sie steht immer noch am Marienplatz vor dem Rathaus und ehrt die Patronin Bayerns, die unter ihren Füßen die Drachen der Apokalypse (den Krieg, die Hungersnot, aber auch die Ketzerei) hält. Ihr folgte neun Jahre später im Jahre 1647 als Zeichen der »*pietas austriaca*« die Mariensäule von Wien, die in Erfüllung des Gelübdes von Ferdinand III. zur Zeit der Bedrohung von Wien durch die Schweden errichtet wurde. Die dritte Säule wurde schließlich 1652 am Prager Altstädter Ring, d.h. an der Stelle, wo das Prager Blutgericht stattgefunden hatte, erbaut und sie stand dort – zunehmend als Ärgernis für die nationalgesinnten Tschechen – bis zu ihrer Zerstörung im Jahre 1918. Das Mariengedächtnis an Krieg und Sieg drückte sich zweitens in den zahlreichen Loretokapellen und -kirchen aus, die in Anknüpfung an das Gelübde von Erzherzog Ferdinand 1598 bei der ursprünglichen Loretokirche, den Protestantismus aus seinen Territorien zu tilgen, und an die erste Nachbildung, die der Kardinal Franz von Dietrichstein 1620–23 auf seinem Gut Nikolsburg in Mähren hatte erbauen lassen – überall errichtet wurden, von Prag bis Brüssel, von Wien bis Konstanz und Freiburg, um Maria als Siegerin über die Häresie und die Gegner des rechten Glaubens zu verherrlichen. Nicht weniger als vierzig Loretokirchen wurden zwischen 1630 und 1730 allein für Österreich erbaut. Nach der Schlacht von Lützen schenkte Ferdinand II. dem Gnadenbild der jüngst erbauten Wiener Loretokirche den goldenen Ring, den man auf dem Schlachtfeld am Finger des toten Gustav Adolf gefunden hatte, und 50 Jahre später schenkte der polnische König Jan Sobieski demselben Gnadenbild die Lorbeerkrone, die ihm die Wiener Bürgerschaft als Dank für den Entsatz der Stadt von der türkischen Belagerung verehrt hatte. Die Tatsache, daß das 1697/98 erbaute und 1806 aufgehobene

Franziskanerinnenkloster von Biberach den Namen »Sancta Maria de Victoria« trug, weist in dieselbe Richtung. Das Mariengedächtnis an Krieg und Sieg drückte sich schließlich durch die Gründung von neuen bzw. die Aufwertung von alten Wallfahrtsstätten aus – wobei ich vor allem an die neue Bedeutung von Altötting als »bayerische nationale Wallfahrtsstätte« und als Begräbnisort von Tilly und der bayerischen Kurfürsten denke.

Die protestantische Gedächtniskultur hingegen steht ganz unter den Leitbegriffen »Leiden« und »Wunder«. »Das erlittene Leid«, so der Stuttgarter Historiker Wolfgang Zimmermann, »ist der Ausgangspunkt für die religiöse Deutung und der Westfälische Frieden wird als Gnadentat Gottes interpretiert, die wie ein Wunder die Bewahrung des Protestantismus ermöglichte«. Diese Gedächtniskultur drückt sich vor allem in den institutionalisierten Friedensfesten aus, die unmittelbar nach 1648 in vielen süddeutschen Städten aus protestantischer Initiative heraus gestiftet wurden, vor allem dort, wo Protestanten und Katholiken dicht nebeneinander bzw. miteinander lebten – so zum Beispiel in Memmingen, Biberach, Ravensburg, Lindau, Dinkelsbühl und vor allem in Augsburg mit dem sogenannten »Hohen Friedensfest«. Das Augsburger Friedensfest, das heute noch als gesetzlicher Feiertag am 8. August begangen wird, nahm im Jahrzehnt nach dem Abschluß des Friedens die Gestalt an, die es bis Ende des 18. Jahrhunderts und darüber hinaus behalten sollte. Die weltliche und geistliche lutherische Obrigkeit setzte alles daran, die Friedensfeste zu Höhepunkten kollektiver Einmütigkeit und Frömmigkeit zu gestalten, so daß sie mit einem Prunk und einem barocken Formenreichtum gefeiert wurden, die im damaligen protestantischen Deutschland ohnegleichen waren. Jedes Jahr am 8. August wurden in den sechs protestantischen Pfarrkirchen der Stadt feierliche Gottesdienste abgehalten, deren besondere Bedeutung durch speziell zu diesem Anlaß verfaßte und anschließend in gedruckter Form verkaufte Predigten und Kantaten unterstrichen wurde. Am Mittwoch nach dem 8. August gab es dann eine besondere Gedenkveranstaltung für die Kinder der protestantischen Schulen: im Festtagsgewand gekleidet gingen sie in einem feierlichen Zug zum Gottesdienst, der eigens für sie veranstaltet wurde, und bekamen neben Naschwerk ein sogenanntes »Friedensgemälde«, d.h. einen speziell zu diesem Anlaß gestochenen und gedruckten Kupferstich, dessen Bedeutung durch einen Kommentar in Versform erläutert wurde. Das auffälligste Merkmal dieser Friedensfeste war, um einen Ausdruck von François Furet zu übernehmen, ihr »krankhaft übersteigertes Geschichtsbewußtsein«. Dieses Bewußtsein beruhte auf der Erinnerung an die Schreckensjahre des Kriegs und an die tödliche Bedrohung, die damals auf dem Augsburger Luthertum lastete – nicht umsonst wurde das Friedensfest nicht am Tag der Unterzeichnung des Friedens zelebriert, sondern am Tag der Ausweisung der evangelischen Pfarrer aus der Stadt, am 8. August 1629, d.h. am Tag der ersten repressiven Maßnahme, die nach dem Restitutionsedikt von 1629 ergriffen worden war, um das Augsburger Luthertum auszulöschen. Mit anderen Worten: Das Augsburger Friedensfest war weit eher eine Gedächtnisfeier für die Leiden des Krieges als ein Fest anläßlich des Friedens. Die Erinnerung an diese Ereignisse geschah allerdings nicht um ihrer Historizität willen, sondern im Gegenteil immer in bezug auf die Gegenwart, die ihnen Sinn gab und für die sie sinngewandelt wirkten, als ob man alles daran gesetzt hätte, die Distanz zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart aufzuheben und die Geschichte völlig »gegenwärtig« werden zu lassen. Sie geschah schließlich in einem ständigen Hin und Her zwischen dem denkwürdigen Ereignis, der unmittelbaren Gegenwart und der geoffenbarten Ewigkeit. Pfarrer und Kupferstecher gaben sich in der Tat die größte Mühe, die wahre Bedeutung der historischen Ereignisse durch eine Vielzahl einschlägiger Bibelstellen so genau wie möglich festzulegen, und unterstrichen mit einer besonderen Vorliebe die Parallelen zwischen

den Begebenheiten der Vergangenheit, den Episoden der biblischen Geschichte und den Erfordernissen der Gegenwart. So wurde Augsburg mit dem himmlischen Jerusalem gleichgesetzt und die Verfolgung im Dreißigjährigen Krieg mit der Babylonischen Gefangenschaft und mit dem Zug durch die Wüste. Zusammenfassend läßt sich dieses außergewöhnliche Gebäude geschichtlicher Erinnerung als ein kollektives Ritual der Ausgrenzung und der ideologischen Kompensation, als einen Versuch, die konfessionelle Einheit wieder heraufzubeschwören und die schädlichen Auswirkungen des konfessionellen Zusammenlebens und der Parität zu bannen, sowie als eine unermüdliche Ermahnung zur Treue kennzeichnen. Es war scheinbar der Feier des Friedens gewidmet, doch in Wirklichkeit stellte es den institutionalisierten Versuch dar, der schädlichen Auswirkungen der Parität, die durch den Frieden gewährleistet worden war, entgegenzuwirken. Im Gegensatz zu diesen recht intensiven Formen der geschichtlichen Erinnerung, sind die sakralen Formen der Erinnerung eher eine Ausnahme, findet man sie doch nur in Schlesien in der Gestalt der drei Friedenskirchen von Jauer, Glogau und Schweidnitz, die den schlesischen Protestanten durch den Westfälischen Frieden zugestanden worden waren und die mit ihren vielen übereinanderliegenden Emporen und ihrer bunten und volkstümlichen Ausmalung ein einzigartiges Beispiel protestantisch-barocker Frömmigkeit darstellen.

Der recht unterschiedliche Platz, den Krieg und Frieden in der jeweiligen Gedächtniskultur der europäischen Nationen einnimmt, ist ein zweiter Indikator für die Vielfalt der Erinnerung. In den meisten europäischen Ländern nehmen zwar der Dreißigjährige Krieg und der Westfälische Frieden einen zentralen Platz in der jeweiligen historischen Mythologie ein. Aber in jedem Land ist diese Erinnerung anders strukturiert, mit spezifischen Akzentuierungen und spezifischen Bezügen, wie ich es anhand der vier folgenden Beispielen andeuten möchte. Ich lasse vorläufig Deutschland beiseite und wende mich zuerst dem Lande zu, in dem der Krieg begann, d.h. Böhmen. Dort sieht man, wie nach Jahrhunderten der Verherrlichung des Sieges des rechten Glaubens und der Habsburger im Laufe des 19. Jahrhunderts – und zwar in dem Maße, in dem sich das tschechische Nationalbewußtsein konstituiert – die Erinnerung an Krieg und Frieden einem grundsätzlichen Wandel unterzogen wird. Der zentrale Bezugspunkt wird zunehmend die Schlacht am Weißen Berg, und diese wird mit dem Verlust der Rechte, der Staatlichkeit und des Glaubens gleichgesetzt. »Jedermann kennt sicherlich aus der Geschichte jenen verhängnisvollen Tag, den 8. November 1620, als auf dem Weißen Berg, die Glaubensfreiheit begraben, das Volk durch das Kaiserheer vergewaltigt und die Freiheit der Nation unterdrückt wurden« – so kann man es kaum variiert in fast allen populären Darstellungen der böhmischen Geschichte sowie in Schulbüchern seit der Mitte des 19. Jahrhunderts und bis tief in das 20. Jahrhundert lesen, aber auch auf zahlreichen Kunstwerken sehen, wie zum Beispiel in der beeindruckenden Gouache von Felix Jenewein von 1902. Von der Mitte des 19. Jahrhunderts an gehört der Mythos vom Weißen Berg als nationales Trauma und als Beginn der Unterjochung und des folgenden dreihundertjährigen »Wehklagens« des tschechischen Volkes zu den konstitutiven Elementen des kollektiven Bewußtseins.

Wenn wir nun unseren Blick gen Norden wenden, und zwar nach Schweden, dann sehen wir, wie sich die Erinnerung an Krieg und Frieden sehr schnell und zunehmend auf die Person des Königs Gustav Adolf konzentriert. Sein Heldentod in der Schlacht bei Lützen im Jahre 1632 wird zu einem Kardinalpunkt der schwedischen Geschichte, der König wird zur bedeutendsten nationalen Integrationsfigur des protestantischen Schweden hochstilisiert, während zahlreiche Gemälde – wie zum Beispiel die von Carl Wahlbom oder Carl Gustav Hellqvist – die Heldentaten und den Heldentod des Mär-

chenkönigs und protestantischen Heiligen verherrlichen und ihn implizit mit dem Sohn Gottes identifizieren.

In den Niederlanden fanden die Friedensfeste früher als im übrigen Europa statt: Der Frieden war nämlich schon im Januar 1648 geschlossen worden, so daß der Höhepunkt der Feierlichkeiten in den Monaten Mai und Juni 1648 stattfand, d.h. gleich nach der am 15. Mai 1648 in Münster erfolgten Ratifizierung. Was dort aber gefeiert wurde und sich im kollektiven Gedächtnis einprägte, war nicht die Erinnerung an den Dreißigjährigen Krieg, sondern viel eher die Erinnerung an den 80jährigen Krieg gegen Spanien und an die siegreiche Behauptung der Unabhängigkeit des Landes. Der Grundstein des 1650 fertiggestellten Amsterdamer Rathauses wurde im Friedensjahre 1648 gelegt und bei der Ausschmückung des Rathauses und der Festlegung seines ikonographischen Programms (an welchem im übrigen die größten Künstler des Landes, angefangen mit Rembrandt, beteiligt wurden) zog man alle mythologischen und historischen Gestalten und Ereignisse der mehr als tausendjährigen Geschichte des siegreichen Kampfes der Holländer für Freiheit und Unabhängigkeit heran – von Civilis, dem Held des batavischen Aufstands gegen Rom, an, über den Vater des Vaterlands, Wilhelm von Oranien, bis hin zum Entsatz von Leiden.

In Frankreich schließlich wurde der Westfälische Frieden kaum gefeiert: Der Krieg mit Spanien war noch nicht beendet, und die Wirren des Bürgerkriegs, d.h. der »Fronde«, überschatteten alles. Nicht umsonst spricht man in Frankreich nicht vom Westfälischen Frieden, sondern nur von den Westfälischen Verträgen. Die eigentliche Feier fand zeitlich verschoben erst zwölf Jahre später, im Jahre 1660, statt, nach dem Abschluß der Friedensverträge der Pyrenäen am 7. November 1659. Sie fand ihren Höhepunkt im feierlichen Einzug des jungen, siegreichen und kurz zuvor mit der Infantin Maria-Theresia vermählten Ludwig XIV. in Paris im August 1650 – dem prunkvollsten königlichen Einzug der Frühen Neuzeit, dem Paris unter anderem die immer noch existierende »Porte Sainte Antoine« verdankt und die den Sieg über Spanien, den Triumph über den Bürgerkrieg und die Wiederherstellung der königlichen Allmacht verherrlichte. In den späteren Jahrhunderten konzentrierte sich die Erinnerung an das Westfälische Vertragswerk auf die nationale Dimension des Friedens und hob zwei Aspekte hervor: auf der einen Seite die völkerrechtliche Anerkennung der Zugehörigkeit von Metz, Toul und Verdun zu Frankreich, auf der anderen Seite den Beginn der französischen Präsenz im Elsaß. Die Gedenkmünze, die 1848 für die zweihundertjährige Wiederkehr des Vertragsschlusses geprägt wurde, verherrlichte die Angliederung des Elsaß an Frankreich und die ein Jahrhundert später 1948 in Straßburg durchgeführten Gedenkveranstaltungen standen alle unter dem Motto »300 Jahre französisches Elsaß«.

Die vorhin angeführten Beispiele haben es schon angedeutet: Niemals und nirgendwo war die Erinnerung an Krieg und Frieden eine statische, unbewegliche Sache, die sich ohne Änderungen von Generation zu Generation übertragen hätte. So lange sie lebendig war, war sie im Gegenteil immer im Wandel begriffen, in einem ständigen Prozeß der Umstrukturierung und der Umformung, in permanenter Wechselwirkung mit der Gegenwart und der Zukunft. Um diesen Aspekt zu verdeutlichen, möchte ich nun einige Hinweise über den Wandel der Erinnerung an Krieg und Frieden in Deutschland über dreieinhalb Jahrhunderte geben.

Bis zum Ende des alten Reiches herrschte eine intensive Beschäftigung mit der Geschichte und der Erinnerung des Dreißigjährigen Krieges und des Westfälischen Friedens. Dies geschah in enger Zusammenarbeit zwischen Juristen, Historikern und Geistlichen und wurde insbesondere durch die Jubiläen gefördert – wobei die Beurteilung und Würdigung des Friedens durchweg positiv war. Zwischen dem Ende des 17. und der Mitte des 18. Jahrhunderts erschienen mehrere Editionen des Vertragswerks, und

diese Editionsarbeit kulminierte 1734–1736 mit der sechsbändigen monumentalen Sammlung von Johann Georg von Meisern. Die Säkularfeier des Friedens in 1748 wurde in mehr als 20 Städten – von Hamburg bis Isny – gefeiert, und zwischen 1748 und 1786 erschienen sechs weitere Darstellungen des Krieges und des Friedens, die sich alle darin einig waren, den Westfälischen Frieden als Fundament der Rechts- und Friedensordnung des Reiches zu zelebrieren. Der Jenaer Geschichtspräsident Christian Gottlieb Buder (inzwischen genauso vergessen, wie sein späterer Nachfolger Schiller berühmt wurde) schrieb zum Beispiel in seiner 1748 erschienenen (und danach zweimal neuaufgelegten) »Geschichte des 30jährigen Krieges und des Westfälischen Friedens«: *Kann etwas Vergnügteres erdacht werden als der wiederhergestellte Frieden nach einem so schweren Krieg? Jetzt begehen wir das Jubiläum, ein Andencken des gleich vor hundert Jahren wieder beruhigten Vaterlandes. Alle Teutsche haben Ursach, Antheil an der Freude zu nehmen, und gegenwärtige Blätter können Stoff genug zu Betrachtung geben.*

Die Wende in der Beurteilung und Darstellung von Krieg und Frieden zeichnete sich erst nach dem Beginn des 19. Jahrhunderts ab. Sie hing mit den Nachwirkungen der Französischen Revolution, der Entstehung der deutschen Nationalbewegung und dem Prozeß der ersten deutschen Einigung eng zusammen und drückte sich durch eine Neuinterpretation des Friedens als negativen Fluchtpunkt der deutschen Geschichte und – um den Titel des späteren Werks von Meinecke zu übernehmen – als die deutsche Katastrophe schlechthin aus. Claire Gantet hat in diesem Zusammenhang 191 Geschichts- und Lehrbücher ausgewertet, die zwischen 1733 und 1869 erschienen; sie kommt dabei zu folgendem Schluß: »Die Wende von einer überwiegend bejahenden zu einer zunehmend negativen und verurteilenden Deutung des Friedens vollzog sich zwischen 1800 und 1830. Während vor dieser Zeit der Friede als ein Segen dargestellt wird, erscheint danach der »Schandfriede« von 1648 als die Konsequenz und die Sanktionierung der Greuel des Kriegs, der deutschen Zerrissenheit und des Verfalls Deutschlands – wobei bei dieser Darstellung die Schuld der Franzosen, der Schweden und der Türken besonders hervorgehoben wird«. Die von Gustav Freytag 1859–1862 veröffentlichten »Bilder aus der deutschen Vergangenheit« spielten in diesem Wandel eine entscheidende Rolle. »Das deutsche Volk«, so schreibt er im Band 3, »Aus dem Jahrhundert des Großen Krieges, 1600–1700«, »erreichte die letzte Tiefe des Unglücks, ein dumpfes, apathisches Brüten wurde allgemein. Von den Landleuten ist aus dieser letzten Zeit wenig zu berichten. Sie vegetierten verwildert und hoffnungslos [...] Man mag fragen, wie bei solchen Verlusten und so gründlichem Verderb der Überlebenden überhaupt noch ein deutsches Volk geblieben ist«. Dieses Geschichtsbild, das im Dreißigjährigen Krieg und im Westfälischen Frieden den Tiefpunkt der deutschen Erniedrigung sah (man versteht daher, daß es im Jahr 1898 nur noch zwei Gedenkveranstaltungen gab, die eine in Münster und die andere in Osnabrück) erhielt eine neue Aktualität mit dem Trauma des Ersten Weltkrieges und des Versailler Friedens, und kulminierte als letzte Steigerung im Nationalsozialismus wie man es zum Beispiel in wissenschaftlicher Form in der Geschichte des Dreißigjährigen Krieges des SS-Offiziers Günther Franz und in populärwissenschaftlicher Form im Schulungsheft »Glauben und Kämpfen« für die »SS-Männer aus den deutschen Volksgruppen des Südostens« lesen kann, wo unter dem Obertitel »Deutschlands Ohnmacht nach 1648« folgende Zeilen stehen: »Die letzte Folge der Glaubensspaltung und der Schwäche des Reiches war jener unglückselige Glaubenskrieg, der einem Drittel aller Deutschen das Leben kostete, der weite Landschaften Deutschlands als Wüsten hinterließ, der Dörfer und Städte in Trümmer legte, bis sich schließlich fremde Mächte einschalteten und dem deutschen Volk einen Frieden diktierten, der die Ohnmacht des Reiches auf ewig besiegeln sollte, indem er die politische

Selbständigkeit von über 300 Teilstaaten auf ewig garantierte, ganze Regionen aus dem Reichskörper herausriß und das Deutsche Reich fremden Gewalten auslieferte«.

Die dritte Phase in der Deutung und Bewertung von Krieg und Frieden begann schließlich nach 1945 und behauptete sich bis heute. Tief geprägt von den traumatischen Erfahrungen des Zweiten Weltkrieges und der bedingungslosen Kapitulation hat sie zuerst zu einer deutlichen Distanzierung geführt: Nach Auschwitz und Stalingrad war es nicht mehr möglich, im Dreißigjährigen Krieg »die deutsche Katastrophe« zu sehen. Begleitet von den Zweifeln an der Nation, von der unmittelbar nach dem Krieg einsetzenden Revision des herkömmlichen Geschichtsbildes und der Revanche einer katholisch-abendländischen Geschichtsauffassung, von der zunehmenden »Bundesrepublikanisierung« der Forschung und dem Prozeß der europäischen Einigung, hat diese Entwicklung darüber hinaus zu einer allmählichen Wiederaufwertung des Westfälischen Friedens, zu einer Europäisierung seines Verständnisses und schließlich zu seiner Historisierung geführt, wie man es von den bahnbrechenden Untersuchungen von Friedrich Dickmann bis hin zu den Publikationen und Veranstaltungen unseres Jahres beobachten kann.

**

Unsere Zeit ist weit vorangeschritten und obwohl ich nur einen Bruchteil dessen ausführen konnte, was zum Thema zu sagen wäre, so sind doch jetzt einige abschließende Bemerkungen angebracht. Lassen Sie mich daher zum Schluß zwei Punkte hervorheben.

Als erstes glaube ich, daß wir es mit dem Dreißigjährigen Krieg und dem Westfälischen Frieden mit einem »europäischen Erinnerungsort« par excellence zu tun haben, und zwar in der von dem französischen Historiker Pierre Nora eingeführten Definition als Kristallisations- und Identifikationspunkt kollektiver Erinnerung und Identität. Diese europäische Dimension liegt zuerst in der Faktizität des Ereignisses: Direkt oder indirekt wurden so gut wie alle europäischen Länder in den Krieg und dann in den Frieden gezogen, und der Westfälische Frieden markiert in vieler Hinsicht die Geburt des modernen europäischen Staatensystems. Sie ist aber noch deutlicher in der Art und Weise zu sehen, wie die Erinnerung an Krieg und Frieden entstand, sich formierte und erhalten blieb. Überall vorhanden aber nirgendwo identisch ist sie ein Paradebeispiel für die so oft beschworene »Einheit in der Vielfalt«, die für Europa konstitutiv sein soll, und für eine »dialogische Einheit« (Edgar Morin), die sich im Spiel der Unterschiede und der Bezüge zueinander manifestiert.

Als zweites gilt, daß diese vielfältige und lebendige Erinnerung keine direkte und unmittelbare Anknüpfung an das Ereignis darstellt. Anstatt eine »*memoria invariata*« zu sein, ist sie immer im Wandel begriffen, und sie existiert nur in dem Maße, wie sie durch Wahrnehmung, Deutung und Darstellung vermittelt und gebrochen wurde und wird. Die Konstituierung der Zerstörung von Magdeburg als denkwürdiges Ereignis erfolgte aus der Wechselwirkung zwischen der Faktizität des Ereignisses, den theologisch-propagandistischen Deutungen der Kriegsparteien und schließlich ihrer Wahrnehmung mit Hilfe der Stadtzerstörungen der Bibel und der Antike – wobei die beiden letzten Elemente ausschlaggebend waren. In der selben Weise verdanken wir die Erinnerung an Krieg und Frieden der Wechselwirkung zwischen den zeitgenössischen Wahrnehmungen, den unterschiedlichen Strängen der Vermittlung, den vielen Schichten der Deutung und des Gedenkens und den sich immer erneuernden Bezügen zu Gegenwart und Zukunft – wobei auch hier die Schichten der Deutung und Darstellung und die Bezüge zu Gegenwart und Zukunft ausschlaggebend sind.

Was wäre für mich der Krieg gewesen, wenn mein Vater uns nicht die Rußflecken an der Basilika von Saint-Nicolas de Port gezeigt und erklärt hätte? Und – bei aller Achtung für unsere Arbeit als Historiker – was wäre die Erinnerung an Krieg und Frieden ohne die Romane bzw. Theaterstücke von Grimmelhäusen und Schiller, von Brecht und Grass? Tilly ist längst tot. Aber in Berlin am Schiffbauerdamm, kaum 500 Meter von meinem Schreibtisch entfernt, zieht immer noch Mutter Courage ihren Planwagen.